Berliner Zeitung

Magazin

Nummer 135 · 72. Jahrgang

11./12. Juni 2016

Ich bin einfach immer wütender geworden

Am Anfang war er ein Privatdetektiv, der nebenbei Krimis schrieb. Dann veröffentlichte er seinen ersten Bestseller. Inzwischen geben sogar Drogenhändler zu, dass Don Winslows Thriller ziemlich realistisch sind. Ein Gespräch über Recherchen im Rauschgiftmilieu, die neue Angst der Amerikaner und seine Forderung, alle Drogen zu legalisieren

INTERVIEW: ANNE LENA MÖSKEN

BENJAMIN PRITZKULEIT

Die Sonne schien nicht, als Don Winslow in Berlin war.
Aber er mag Deutschland auch kalt und grau.

Don Winslow läuft über den Kreuzberger Oranienplatz, ein kleiner, unscheinbarer Mann in einer zu groß geratenen Lederjacke, in der er zu versinken scheint, weil er die Schultern hochgezogen hat gegen den zugigen Berliner Frühlingswind. Nur sein Gesicht verrät, dass er nicht hierher gehört: Eine so tiefe Bräune hat nur, wer da lebt, wo die Sonne immer scheint. Don Winslow ist aus dem kalifornischen San Diego nach Deutschland gekommen, um sein neues Buch vorzustellen, das „Germany“ heißt und erst mal nur hier erscheint, auf Deutsch. Es ist nicht das erste Mal, dass der Schriftsteller Deutschland als Kulisse gewählt hat. In seinem epischen 800-Seiten-Roman „Das Kartell“ reicht die Macht der mexikanischen Drogenbosse bis hierher, in die Hinterzimmer der Oranienstraße. Don Winslow betritt das Ora, ein Restaurant, das einmal eine Apotheke war, kein Ort der Kreuzberger Unterwelt, an den Tischen sitzen junge Kreative mit langen Bärten. Don Winslow bestellt einen schwarzen Kaffee gegen den Jetlag. Später wird er vor Hunderten Zuhörern aus seinem neuen Roman vorlesen, der nichts mit den Kartellen zu tun hat – und am Ende doch wieder nur über dieses Thema sprechen. Er kann nicht anders, ob er will oder nicht. Er ist ein Mann mit einer Mission.

Sie leben an der mexikanischen Grenze, Sie sehen die Folgen der amerikanischen Einwanderungs- und Drogenpolitik jeden Tag vor Ihrer Haustür. Wenn Sie die US-Präsidentschaftskandidaten einladen könnten, die mit diesem Thema Wahlkampf machen, was würden Sie ihnen zeigen?

Diese Kandidaten gehen für eine Stunde an die Grenze, umgeben von Bodyguards und Journalisten, und glauben danach, dass sie Experten sind. Was ich ihnen gerne zeigen würde, ist, dass die Grenze eine 2 000 Meilen lange Strecke ist, die zu den verlassensten Gegenden der USA gehört. Der Gedanke, eine Mauer entlang dieser Grenze zu bauen, wie es Donald Trump vorhat, ist lächerlich. Ich würde den Kandidaten auch die Grenzübergänge in San Diego, El Paso und Laredo zeigen, die zu den geschäftigsten der Welt gehören. Tausende Trucks passieren sie jeden Tag, man kann nicht mal einen Bruchteil davon anhalten und durchsuchen, weil der Handel sonst zum Erliegen käme. 75 Prozent der illegalen Drogen, die in die Vereinigten Staaten kommen, werden in diesen Trucks transportiert. Die Idee, eine Mauer zu bauen, um den Drogenhandel zu stoppen, ist also ebenfalls lächerlich.

Wir Europäer haben auch lange gedacht, die Zeit der Grenzen sei vorbei. Jetzt wurden Grenzen geschlossen, um die Flüchtlinge aufzuhalten.

Aber mit Ausnahme von sehr kleinen Ländern kann man eine Grenze niemals komplett schließen. Ich würde den Kandidaten auch die weite Wüste und die Berge zeigen, wo ich lebe. Im Winter schneit es dort. Die Kojoten, die Schleuser, die Flüchtlinge über die Grenze bringen, lassen die Menschen dort einfach alleine, sie sterben an Erschöpfung, an der Kälte oder, im Sommer, an der Hitze. Donald Trump, der Mexikaner Vergewaltiger und Diebe nennt, würde ich meine Nachbarn zeigen, hart arbeitende Familienmenschen, die einfach nur ein besseres Leben führen wollen.

Warum können die Probleme nicht an der Grenze gelöst werden?

Politiker reden oft über das „mexikanische Drogenproblem“. Es ist kein mexikanisches Drogenproblem, sondern ein amerikanisches und europäisches Drogenproblem. Ohne Käufer gibt es keinen Verkäufer. Wir sind es, die mit ihrem Geld die Gewalt nähren, die mit ihrem Appetit auf die Drogen die Kartelle möglich machen.

Diese These vertreten Sie auch immer wieder unmissverständlich in Ihren Büchern. Sie sind ein sehr politischer Autor …

Ich wollte das nie. Ich schreibe Thriller und Krimis, ich schreibe, um Menschen zu unterhalten. Aber bei so einem Thema gibt es keine Möglichkeit, nicht politisch zu werden. Ich schreibe jetzt seit fast zwanzig Jahren über dieses Thema. Als ich an „Tage der Toten“, meinem ersten Buch über die Kartelle, gearbeitet habe, dachte ich, ich habe alles gesehen. Das stimmte nicht einmal annähernd. Was zwischen 2002 und 2014 passiert ist, hat meine schlimmsten Albträume übertroffen. Ich glaube, ich bin einfach immer wütender geworden. Ich habe aber auch angefangen, Muster in dem Unbegreiflichen, was da geschieht, zu erkennen. Ich habe dann gedacht, dass ich den Menschen in meinen Büchern Dinge erklären könnte.

Wenn Sie Zusammenhänge erklären wollten, hätten Sie dann nicht besser Sachbücher geschrieben?

Ich bin kein Journalist, ich schreibe Romane, das ist mein Metier. Und, nichts gegen Sie, aber manchmal kann Fiktion Dinge, die Journalismus nicht kann. Ich habe Freiheiten, die Sie nicht haben. Ich kann mir die Gedanken und Gefühle von Leuten ausdenken. Mir geht es immer darum, den Leser die Welt durch die Augen meiner Protagonisten sehen zu lassen, egal, wie abstoßend sie sein mögen. Als Romanautor kann ich eine emotionale Wirkung erreichen, was Journalismus oft nicht schafft. Es gibt großartige journalistische Arbeiten zu dem Thema, aber auch sehr schlechte, zum Beispiel Sean Penns Stück über sein Treffen mit Joaquín Guzmán Loera.

Fortsetzung auf Seite 2

IM HEFT

BLZ WÄCHTER

Frisch muss sie sein, die Auster

Aufgetischt: In der Fischfabrik gibt es Fisch ganz ohne Fabrik. Sehr gut. Man hätte gern mehr vom Meer
Rezept der Woche: Brombeer-Konfitüre

ESSEN & TRINKEN SEITE 3

BLZ/GALANTY

Endlich wieder alleine stehen

Querschnittlähmungen gelten bislang als unheilbar. Doch jetzt gibt es Hoffnung

WISSEN & FORSCHEN SEITEN 4/5

Bitte nicht ausreißen!

Graue Haare? Na klar. Der „Granny Look“ gilt gerade als chic – und wird sogar kunstvoll herbeigefärbt

DRINNEN & DRAUSSEN SEITE 6

Tyrannenkinder unterwegs

Was wird aus den Prinzessinnen und Prinzen, die heute so sanft erzogen werden, wenn sie einmal groß sind?

LEBEN & LASSEN SEITE 7

Wölfe und Wärmflaschen verboten

Vom Sein im Altersheim an der Ostsee: Stefan Schütz schreibt in „Unser Leben“ dichte Prosa

LESEN & HÖREN SEITE 8

Der Brexit und andere europäische Fluchtwege

Warum der Rückzug auf den Nationalstaat nicht stärker macht, sondern schwächer

GESTERN & HEUTE SEITE 9

BLZ/ENGELSMANN

Von Coladosen, Toastern und Brotkästen

Seit 1924 rollt die S-Bahn durch Berlin und Brandenburg. Und immer wieder hat sie sich verändert. Wir stellen die interessantesten Zugtypen vor

KOPF & ZAHL SEITE 10

Magazin

Fortsetzung von Seite 1

Genannt El Chapo – der Chef des Sinaloa-Kartells, der bis zu seiner Verhaftung im Januar einer der meistgesuchten Männer der Welt war, seine Geschichte war die Vorlage für Ihre Romane. Der Schauspieler Sean Penn hat ihn an einem geheimen Ort getroffen und interviewt. Anfang des Jahres ist sein Artikel im Magazin Rolling Stone erschienen. Sie haben Sean Penn dafür sehr kritisiert.

Hören Sie, ich mag Sean Penn. Wirklich. Er ist ein guter Typ. Ich wünschte nur, er hätte diesen Text nicht geschrieben. Er erzählt darin, wie sehr dieser Mann seine Kinder liebt und seine Kinder ihn. Er hätte aber fragen sollen: Was ist mit den Kindern der hunderttausend Männer und Frauen, die getötet wurden? Das Interview hätte jemand machen sollen, der mehr Erfahrung mit diesem Thema hat. Ich meine damit nicht mich selbst, mir fallen sofort ein Dutzend Journalisten ein, die dafür infrage gekommen wären. Sie hätten das Hintergrundwissen gehabt, um Guzmán harte Fragen zu stellen, statt so ein fluffiges Stück zu schreiben, das El Chapo vor der Veröffentlichung genehmigen durfte. Darum ging es mir in meiner Kritik.

Wie nah sind Sie selbst El Chapo gekommen? Hat er Ihr Buch gelesen?

Er kann nicht lesen, er ist Analphabet. Sein Leseniveau ist ungefähr auf dem eines Drittklässlers. Ich weiß nicht, ob Mitglieder des Sinaloa-Kartells mein Buch gelesen haben. Es ist gerade erst in Mexiko erschienen. Ich weiß nur, dass einige Kartellleute „Tage der Toten" gelesen haben. Ich glaube aber, Guzmán nicht und auch niemand aus seinem inneren Kreis.

Würden Sie sich wünschen, dass er es liest?

Ach, mir ist es egal, wer mein Buch liest. Das Feedback, das ich gemeinhin von Drogenschmugglern bekomme – herrje, das hört sich seltsam an, wenn ich so etwas sage, es ist eine sehr komische Welt – also das Feedback war meistens, dass ich es ganz gut getroffen habe.

Wie fühlt es sich an, als Autor Komplimente von Kriminellen zu bekommen?

Es ist gut zu hören, dass das, was ich schreibe, zutreffend ist. Aber es geht mir sicher nicht um die Zustimmung von Mördern, Folterern und Vergewaltigern. Wenn ich diese Leute interviewe, nutze ich eine Technik, die Sie sicher auch verwenden. Ich sage ihnen: Schau, ich will das richtig machen, ich bin hier, und ich höre zu. Wenn du nicht mit mir redest, dann beschwer dich hinterher nicht, dass ich etwas Falsches geschrieben habe.

Haben Sie keine moralischen Vorbehalte gegenüber solchen Interviews? Angst vor Vereinnahmung? Davor, Verbrechern eine Bühne zu geben? Und durch Ihr Bemühen, sie zu verstehen, am Ende ihrer Legende aufzusitzen und ihre Taten zu rechtfertigen?

Aus meiner Sicht überwiegen die Vorteile. Es hängt halt davon ab, wie man es macht. Ich habe Mördern gegenüber gesessen, wie ich Ihnen jetzt gegenüber sitze. Und nie würde ich die um ihre Zustimmung zu dem, was ich schreibe, bitten. Und ich würde mir auch nie vorschreiben lassen, welche Fragen ich stelle. Das Gute für einen Romanautoren ist, dass du eine Perspektive bekommst, die du dann deinem Leser nahebringen kannst. Die Leute denken zum Beispiel, dass ein Kokaindealer ein glamouröses Leben führt. Ich kann ihnen zeigen, dass das nicht der Fall ist, weil ich mit den Dealern zusammengesessen habe, bei ihren Beerdigungen war, sie im Gefängnis besucht habe. Ich habe ihnen in die Augen gesehen.

Was hat das mit Ihnen gemacht, so tief in diese Welt einzutauchen?

Meine Frau meint, ich war deprimiert, nachdem ich „Tage der Toten" zu Ende geschrieben hatte. Ich habe das zu der Zeit nicht so gesehen.

Wie ging es Ihnen?

Meine Frau sagt, ich sei verschlossen gewesen, traurig, still. Aus meiner Sicht sah das anders aus. Ich wollte das nicht mit nach Hause an den Abendbrottisch bringen. Ich meine, über diese Dinge Bescheid zu wissen, ist nichts, was dein Leben bereichert. Also habe ich nicht mit ihr darüber gesprochen. Als ich dann sehr widerwillig begann, „Das Kartell" zu schreiben, bin ich auch sehr widerwillig zurück in diese Welt gegangen.

Sie hatten keine andere Wahl?

Ich denke schon, ja. Es war dann alles noch viel schlimmer.

Die Brutalität in Ihrem Buch ist an vielen Stellen schwer auszuhalten.

Ja.

Sie haben immer gesagt: Die Realität war noch viel schlimmer.

Ich habe Dinge ausgelassen, weil sie so furchtbar waren. Ich hatte Angst, dass sie die Leute einfach nicht glauben würden, oder dass es tatsächlich niemandem etwas gebracht hätte, davon zu erfahren. Genug ist genug. Ich habe Tage mit Gräuelvideos im Internet verbracht, mit grauenvollen Fotos, Autopsien und Interviews mit Mördern, mit Familien der Opfer …

Es muss eine Erleichterung gewesen sein, an „Germany", Ihrem neuesten Buch, zu arbeiten, ein Thriller, der nichts mit den Kartellen zu tun hat.

Allerdings. Ich habe anderthalb Stunden, nachdem ich „Das Kartell" fertig hatte, damit angefangen. Ich wollte keine Zeit verschwenden. Ich habe „Das Kartell" morgens zu Ende gebracht, dann habe ich zu Mittag gegessen und mich an das Buch gesetzt. Es war gut, die Welt der Drogenkartelle hinter mir zu lassen. Ich war dann aber vier Monate lang mit „Das Kartell" auf Lesetour, und es gab keinen einzigen Auftritt, wo nicht hinterher jemand zu mir kam, der entweder Angehörige im mexikanischen Drogenkrieg verloren hatte oder der einen Freund oder ein Familienmitglied hatte, das an einer Überdosis gestorben war. Selbst, als ich dachte, dass ich es hinter mir hatte, verfolgte mich das weiter. Und als Guzmán im vergangenen Jahr aus dem Gefängnis „entkam", ging es von vorne los, und ich musste ständig Interviews geben.

Guzmán ist im Juli 2015 durch einen Tunnel aus dem Hochsicherheitsgefängnis im mexikanischen Altiplano ausgebrochen, dessen Eingang sich in der Dusche seiner Zelle befand. Er seilte sich durch einen Schacht ab, am Ende des Tunnels wartete ein Motorrad, auf dem er in die Freiheit fuhr. Sie haben Zweifel an dieser Geschichte?

Wer die Macht hat, einen eine Meile langen Tunnel unter einem Hochsicherheitsgefängnis zu graben, der hätte auch einfach zur Tür herausmarschieren können. Mexiko hatte sich geweigert, Guzmán an die USA auszuliefern. Damit war klar, dass er nicht lange im Gefängnis bleiben würde.

Diese Flucht schreit jedenfalls geradezu nach einer Fortsetzung Ihrer Romane.

Auf keinen Fall! Ich will nie wieder dahin zurückkehren. Meine größte Hoffnung ist, dass es irgendwann nichts mehr über dieses Thema zu schreiben gibt. Ich bete dafür, dass wir endlich zu einer vernünftigen Drogenpolitik kommen, dass Mexiko Frieden findet und ich nicht mehr darüber schreiben muss. Das wäre großartig.

Eine Lösung, die in der Politik immer mehr Zustimmung findet, wäre, Drogen zu legalisieren …

Es ist die einzige Lösung.

Wie würde die Welt dann aussehen?

Das Vorbild, das wir haben, ist Portugal. Das Land hat alle Drogen legalisiert. Danach gab es einen sofortigen Anstieg des Drogenkonsums, der war massiv, aber kurz. Dann ging der Konsum zurück. Heute hat Portugal den geringsten Drogenkonsum und die niedrigste Kriminalitätsrate in seiner Geschichte.

Portugal ist nicht die USA, ist nicht Deutschland …

Das stimmt. Aber wir versuchen seit fünf Jahrzehnten, auf dieselbe Weise das Problem in den Griff zu bekommen.

Und das funktioniert nicht?

Nicht nur das. Es ist schlimmer als je zuvor. Der Krieg gegen die Drogen hat großen Schaden angerichtet, mehr als die Drogen, gegen die er geführt wird. Eine Trillion Dollar wurde dafür ausgegeben, 2,3 Millionen Menschen sitzen im Gefängnis, dazu die Rassenkonflikte, die Militarisierung der Polizei, die Leben von Generationen von Afroamerikanern und Hispanics wurde zerstört. Was wir tun, funktioniert ganz offensichtlich nicht. Also lass uns endlich etwas anderes versuchen! Entschuldigen Sie, unterbrechen Sie mich, ich drehe durch bei diesem Thema und fange an, Vorträge zu halten.

Einverstanden. Dann lassen Sie uns über Ihr neues Buch reden, „Germany". Was fasziniert Sie an Deutschland?

Ich mag es hier.

Aber hier ist es oft kalt und grau, so beschreiben Sie es auch in Ihrem Buch.

Genau das gefällt mir.

Sie leben im sonnigen Kalifornien!

Ja, aber ursprünglich komme ich aus dem dunklen, grauen Neuengland, wo jede Lebensfreude verdächtig ist. Ich habe außerdem viele Jahre in New York gelebt, auch so eine eher düstere Stadt, und dort als Privatdetektiv gearbeitet.

Wie Ihr Protagonist, ein ehemaliger Marine und Polizist, der im Irak gekämpft hat und seinen Lebensunterhalt damit verdient, Vermisste aufzuspüren. Wie viel von Ihnen steckt in diesem Frank Decker?

Ein wenig, nicht viel. Ich finde Charaktere und Geschichten spannend, Schriftsteller eher nicht. Ich will nicht mich selbst beschreiben. Meine Frau behauptet aber, dass ich Decker ziemlich ähnlich sei.

Decker ist ein ziemlich brutaler Typ, der Bösewichte eher umbringt, als sie der Polizei zu übergeben.

Ja, und ich bin ein Weichei. Aber sicher gibt es ein paar Ähnlichkeiten. Ich habe ebenfalls Zeit damit verbracht, verschwundene Menschen zu suchen, meistens jugendliche Ausreißer.

Wie findet man jemanden, der verschwunden ist?

Das ist hochkomplex und verändert sich ständig, weil die Technik sich ständig ändert. Als ich das gemacht habe, gab es kein Internet, keine sozialen Medien. Das war reine Beinarbeit. Ich bin nie auf die Jagd gegangen, sondern habe meistens irgendwo herumgesessen. Jede große Stadt hat Orte, an denen ein ausgerissener Teenager irgendwann auftaucht.

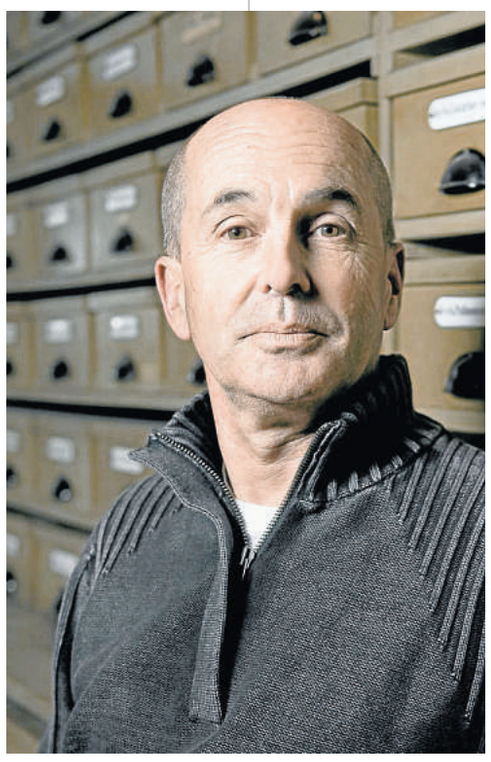
Wo zum Beispiel?

In New York war das damals die Port-Authority-Busstation, der Washington Square im Greenwich Village, der Times Square. Mein Ziel war es oft, die Jugendlichen von der Prostitution fernzuhalten. Ich musste also die Zuhälter kennenlernen, sie aufsuchen und sagen: Hör zu, wenn du diese Person siehst, rufst du mich an, ich zahl dir dafür Geld, aber nur, wenn du sie mir übergibst. Wenn nicht, haben wir ein Problem. Dann bist du in ernsthaften Schwierigkeiten.

Wen haben Sie noch gesucht? War die entführte Ehefrau eines Milliardärs dabei, wie in Ihrem Roman?

Die nicht, aber jede Menge davongelaufener Ehefrauen. Und Geschäftsführer, die nach Las Vegas abgehauen sind, um sich dort zu besaufen und das Geld Ihrer Firma in den Kasinos auf den Kopf zu hauen. Ich wurde auch Golden Retriever genannt: Los! Fass! Die Leute waren meistens nicht schwer zu finden, aber sie zu bewegen zurückzukommen, konnte schwierig werden.

Ihr familiärer Hintergrund wirkt wie gemacht für das Schreiben von Krimis. Ihre Großmutter, heißt es, hat für die Mafia gearbeitet …



BENJAMIN PRITZKULEIT

Don Winslow …

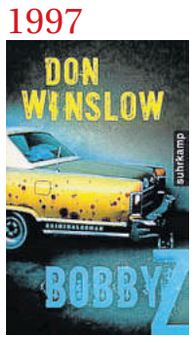
… hatte viele Jobs, ehe er 1991, im Alter von 38 Jahren, seinen ersten Roman veröffentlichte. Er war Geschäftsführer einer Kinokette in New York, jagte als Privatdetektiv Taschendiebe und ausgerissene Jugendliche, studierte Militärgeschichte, führte Safaris in Kenia und Wanderungen in China.

…wuchs in Perryville, Rhode Island, auf, eine kleine, ärmliche Stadt an der Atlantikküste der USA. Seine Mutter war Bibliothekarin, sie ermutigte den Sohn zu lesen, sein Vater war ein Unteroffizier bei der Navy, der es liebte, Geschichten zu erzählen. Wenn Freunde des Vaters zu Besuch kamen, saß Winslow oft still in einer Ecke und hörte zu. Heute sagt er, dass er damals lernte, wie man Geschichten erzählt.

… zog Mitte der Neunzigerjahre in den Süden Kaliforniens. Er schrieb Krimis, wann immer er neben seiner Arbeit als Detektiv Zeit fand. Jeden Tag pendelte er damals nach Los Angeles, auf den langen Zugfahrten schrieb er „Bobby Z". Der Thriller wurde sein Durchbruch. Seitdem kann Winslow vom Schreiben leben.

…gelang 2005 mit „Tage der Toten", seinem Epos über den amerikanischen Krieg gegen die Drogen, sein erster Welterfolg. Sechs Jahre lang hatte er an dem Buch gearbeitet. 2015 erschien die Fortsetzung „Das Kartell". Sie wird gerade von Regisseur Ridley Scott verfilmt, für die Hauptrolle, den Drogenermittler Arthur Keller, ist Leonardo DiCaprio im Gespräch.

1997



Bobby Z
Die Geschichte von Tim Kearney, der zum tot geglaubten Bobby Z wird, machte Winslow bekannt.

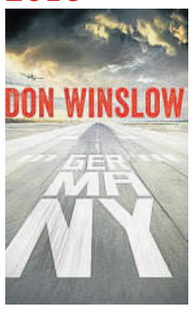
2005

Tage der Toten
Undercover in einem mexikanischen Drogenkartell: Der Krimi ist angelehnt an reale Ereignisse.

2015

Das Kartell
Mit dem 800 Seiten dicken Roman setzte Don Winslow „Tage der Toten" zehn Jahre später fort.

2016



Germany
Rotlichtbezirke, Mädchenhandel, Drogen – und diesmal spielt alles in Deutschland.

Sie lebte in New Orleans und war spielsüchtig, damit hatte sie automatisch mit der Mafia zu tun. Sie hat aber nicht für sie gearbeitet.

Was haben Sie davon als Kind mitbekommen?

Alles, aber ich wusste nicht, was ich da eigentlich mitbekam. Ich habe erst im College begriffen, wie ungewöhnlich mein Umfeld war.

Haben Ihnen diese Erfahrungen ein Verständnis dafür gebracht, wie diese Welt tickt?

Ich denke schon. Ich bin in Rhode Island in einer ziemlich heruntergekommenen Gegend aufgewachsen. Die Mafia-Typen waren immer da, ich kannte die, sie gaben uns Kindern Dimes und Quarters, damit wir uns Comics oder ein Eis kaufen konnten. Als 1972 der Film „Der Pate" herauskam, habe ich ihn mir mit dem Sohn eines Paten angesehen.

Hat ihm der Film gefallen?

Sehr. Obwohl niemand das Wort Pate in diesem Sinne benutzt hat, bevor der Film herauskam. Sie nannten seinen Vater den Boss oder den Representante. Sie haben dann angefangen nachzuahmen, was sie da sahen.

Sie haben mal gesagt, Sie seien ein Süchtiger.

Tatsächlich? In welchem Zusammenhang habe ich das gesagt?

Sie haben gesagt: Hallo, ich bin Don Winslow, ich bin schreibsüchtig.

Oh ja, das stimmt. Ich setze mich jeden Morgen um halb sechs an den Schreibtisch und fange an zu arbeiten. Das ist der Job, den ich immer wollte, und die Welt war damit ziemlich lange nicht einverstanden, ich war Ende dreißig, als ich meinen ersten Roman veröffentlicht habe. Ich bin sehr dankbar dafür, dass ich vom Schreiben leben kann, also behandle ich den Job mit Respekt. Außerdem braucht es einfach Zeit. Und ich zumindest kann nicht in einem Café herumsitzen und auf großartige Ideen warten oder Stunden damit verbringen, mit Leuten über das Buch zu reden. Am Ende geht es immer um einen einzelnen, der allein vor einem Schreibinstrument sitzt.

Das klingt ziemlich einsam.

Das ist es auch. Aber ich bin ein Einzelgänger. Wenn ich nicht verheiratet wäre, hätte ich gar kein soziales Leben mehr. Ich bin nie der, der auf die Idee kommt auszugehen. Wenn meine Frau mal nicht da ist, verlasse ich das Haus kaum.

Sie sind Surfer, der perfekte Sport für einen Einzelgänger. Was finden Sie auf dem Brett?

Wissen Sie, Surfer lieben es, das furchtbar spirituell zu sehen, darin Gott zu finden. Ich tue das nicht. Mir macht es einfach Spaß, es entspannt mich. Was ich daran liebe, ist: Dieser Ozean wird tun, was immer er tut, egal, ob es dich gibt oder nicht. Das finde ich sehr erfrischend. Es zeigt dir deinen Platz. Ich wiege 61 Kilo, nichts, was ich tun könnte, wird den Ozean irgendwie bewegen. Wenn er mich in den Hintern treten will, wird er das tun. Und es fühlt sich einfach gut an, aus dem Wasser zu kommen, eine heiße Dusche zu nehmen, wie ein Scheunendrescher zu essen und danach völlig erschöpft aufs Bett zu fallen.

Sie rauchen nicht, Sie trinken nicht. Hat das mit Ihren Recherchen zu den Kartellen zu tun?

Die Welt ist von alleine so interessant, ich habe kein Bedürfnis, sie zu verändern. Mit der Ausnahme von Kaffee, nach dem ich wirklich süchtig bin, will ich meine Wahrnehmung nicht manipulieren. Ich will die Welt so sehen und spüren und erinnern, wie sie ist. Aber meine Recherchen spielen sicher auch eine Rolle. Gerade habe ich Zeit mit der Mutter eines Jungen verbracht, der auf dem Weg in eine Entzugsklinik an einer Überdosis Heroin gestorben ist, buchstäblich auf der Straße. Ich verstehe nicht mehr, warum Drogen Spaß machen sollen. Und solange das Gesetz nicht geändert ist, bin ich gegen Drogen, weil man durch ihren Gebrauch das ganze System am Leben hält. Ich streite mich oft mit jungen Leuten darüber, ich sage dann: Du trinkst Fair-Trade-Kaffee, du protestierst dafür, dass Hühner genug Platz haben, um glücklich zu sein, und dann gehst du nach Hause und rauchst Gras, das von Massenmördern kommt. Ich verstehe nicht, wie du das machen kannst.

Alle Drogen zu legalisieren, wäre eine große Geste. Ist gerade die Zeit für große Gesten? Wie die von Kanzlerin Angela Merkel, die im Herbst vergangenen Jahres die Flüchtlinge ins Land gelassen hat?

Das war wundervoll. Natürlich ist das nicht ganz unproblematisch, das verstehe ich. Aber die Welt wird doch immer kleiner. In Amerika haben viele Menschen Angst, dass ihr Land in zwanzig Jahren nicht mehr weiß sein wird. Vieles, was gerade in den Vereinigten Staaten passiert, ist eine Reaktion aus Angst. Ich versuche, den Leuten zu sagen: Habt keine Angst, freut euch auf das, was kommt! Es ist etwas Gutes.

Würde einer der Präsidentschaftskandidaten diese Probleme anpacken?

Ich wünschte, dass Hillary eine größere Botschaft hätte. Wenn Donald Trump meine mexikanischen Nachbarn beleidigt, dann gibt es nur eins, was es dazu zu sagen gibt: Es ist falsch. Wenn er ein Einreiseverbot für Muslime fordert: Es ist falsch. Das ist im Übrigen besonders unverschämt, weil wir eine Nation von Einwanderern sind. Donald Trump ist mit einer Einwanderin verheiratet …

… er hat deutsche Vorfahren …

… also, wie kann er so etwas fordern? Es ist einfach falsch. Die Menschen haben Angst vor dem Fremden, davor, dass andere Menschen das Leben, das sie immer geführt haben, übernehmen. Das verstehe ich auf eine Art auch. Aber ich sehe eher die große Chance. Die Chinesen benutzen übrigens für Chaos und Chance das gleiche Wort. Große Veränderungen bringen immer Chancen mit sich, für die Wirtschaft, für die Kultur. Sie machen uns besser und nicht schlechter.